

und warum die 'Villen' sich ausgerechnet in dem verhältnismäßig unwirtlichen, 700 bis über 1000 m hohen Gebiet um Javols und Mende stärker häufen als irgendwo sonst im Bereich des Kartenblattes. Daß dies auch nicht etwa einem zufälligen Stand der Forschung in den einzelnen Landstrichen entspricht, kann jeder leicht durch Stichproben feststellen, indem er z. B. für die Umgegend von Périgueux das siedlungsgeschichtliche Fundverzeichnis im Anhang zu P. Barrière, *Vesunna Petruciorum* (Périgueux 1930) mit den Karteneintragungen vergleicht.

Das Blatt macht also einen unfertigen Eindruck und wirkt darum neben ähnlichen Karten, z. B. der so sauber durchgearbeiteten *Map of Roman Britain*, nicht gerade günstig.

Harald Koethe.

Josef Ernst-Weis, Früh- und hochromanische Baukunst in Metz und Umgebung. Berlin: Deutscher Verein für Kunstwissenschaft 1937 (= Forschungen zur deutschen Kunstgeschichte XVII). 103 S., 33 Lichtdrucktaf. 4^o.

Die Forschung der letzten Jahrzehnte hat für das 12. Jahrhundert einen einheitlichen „Trierer Kunstraum“ herausstellen können, der weite Gebiete des einstigen Erzstifts mit den drei lothringischen Unterbistümern umfaßt. Noch im 11. Jahrhundert liegen die Verhältnisse weniger eindeutig. Der gewaltige Dom in Virenen, dessen Kern noch im heutigen steckt, gehört unmittelbar in die Reihe der oberrheinischen Kaiserdome. Von deren salischer Wucht hat manches auch der eigenwillige Westbau des Trierer Doms, niederrheinische Zusammenhänge sind hier aber deutlicher. Von einer Einheit des ganzen Gebiets kann in dieser Zeit keine Rede sein, sicher nicht von einem eigenen Stil. Eine gewisse Unsicherheit bestand bisher in der Beurteilung der räumlichen Mitte, des Metzler Landes, da man auf spärliche Bemerkungen von F. X. Kraus (1889) und im Handbuch *Dehios* angewiesen war, während für den Norden und Süden gründliche Untersuchungen vorliegen. Das schon längst erwartete Werk von Ernst-Weis konnte daher reger Aufmerksamkeit sicher sein. Rudolf Kautzsch hat das wissenschaftliche Vermächtnis seines jung verstorbenen Schülers eingeführt, der Deutsche Verein für Kunstwissenschaft und das Wissenschaftliche Institut der Elsaß-Lothringer im Reich ermöglichten die Veröffentlichung in der vorliegenden schönen Form.

Die Metzler Verhältnisse liegen für die Forschung besonders ungünstig, und nur einer, der mit ihnen heimisch vertraut war, konnte mit gültigen Ergebnissen rechnen. Es galt, liebevoll jedes einzelne Trümmerstück der großen Vergangenheit zu sammeln, denn das meiste ist zerstört. Diese Arbeit in einer Landschaft des alten Reichs, „von der wir beschämend wenig wußten“ (Kautzsch) ist bei dem Fehlen einer gründlichen neueren Bestandaufnahme einfach unersetzlich, da nicht abzusehen ist, wann sie sonst hätte nachgeholt werden können. Um so mehr ist zu bedauern, daß der frühzeitige Tod des Verfassers eine Abrundung des Werks verhindert hat und daß es bei der Form einer Dissertation geblieben ist, die erst einmal durch Herausgreifen bestimmter Fragen eine Grundlage zu schaffen hat. Einem Kenner der Metzler Kunst wie Ernst-Weis wäre es nicht schmerzlich gefallen, in einem Überblick mit Verbreitungskarte das Bekannte zusammenzufassen und in Beziehung zu dem Erarbeiteten zu setzen.

Die Untersuchung ist von dem bedeutendsten Werk, dem ottonischen Metzler Dom (zwischen 964 und 984) ausgegangen, hat da zu überraschenden Ergebnissen geführt „und uns mit einem Schlage ein überaus bedeutsames Baudenkmal ottonischer Zeit wiedergeschenkt“ (Kautzsch). Dieser Dom hatte danach ein kreuzförmiges Osthaus mit dreischiffiger Chorkrypta und Türmen in den Winkeln von Querschiffapsiden zum Chor, ein kurzes dreischiffiges Langhaus und eine Art Westwerk mit

Michaelskapelle über der Eingangshalle. Die einzig erhaltenen Reste im Westteil der Krypta lassen andere Bauten wie St. Arnulf und die Landkirchen Sey und Sorbey angliedern (Gruppe A). Die Bildung einer Gruppe B wird um merkwürdige Pforten mit dreiseitig geschlossenem Sturz (St. Marien und St. Arnulf in Metz, Vantoux) versucht, einer Gruppe C um verzierte Türstürze in Metz, Méy und Moulins; schließlich eine Gruppe D mit kantigen Apsiden in Baronweiler, Diedersdorf und Kattenhofen. Nicht immer ist dabei Gleichartiges zusammengefaßt, vor allem ist der Schluß von Einzelformen auf den Gesamtbau nur in wenigen Fällen zwingend, ebenso die Beziehung einer überlieferten Entstehungszeit auf das oft zufällig genug Überkommene. Hier wäre noch manches neu zu ordnen, das hat auch Kautzsch vermerkt.

Der tatsächlich erhaltene Bestand ist gering, vom Dom haben wir ein paar Mauerreste: Grundmauerzüge und die Westjoche der Krypta, Grabungsergebnisse für St. Arnulf und St. Peter, Zeichnungen bei St. Marien, die gotische Kirche von St. Vinzenz, dazu eine größere Anzahl von Fundstücken, deren Herkunft nicht immer bestimmbar ist, und einige Dorfkirchen. Aber, daran läßt diese Aufzählung schon keinen Zweifel, es sind Trümmer einer großen baugeschichtlichen Entwicklung, die den Vergleich mit der Geschichte eines der andern großen kirchlichen Brennpunkte des Reichs nicht zu scheuen braucht. Mehr, hier lag eine der großen Anregerstätten der Frühzeit von abendländischer Bedeutung. Das bezeugen schon die Namen Chrodegang und Gorze. Wieweit wir allerdings auch besonders starke künstlerische Ausstrahlung voraussetzen dürfen, müßte erst gezeigt werden. Diesen Nachweis bringt Ernst-Weis noch nicht, da er den Kreis seiner Betrachtung zu eng gezogen hat. Eine Einordnung in die allgemeine Entwicklung ist kaum versucht worden, die Kunst des Metzler Landes erscheint vielmehr als eigengesetzlich, ohne daß recht klar würde, weshalb „gerade in Metz die Regel allgemeiner, deutscher oder französischer Entwicklung nicht als schlechtweg bindend betrachtet werden“ darf (S. 93). Naturgemäß kann jede Landschaft ihre Sonderentwicklung haben, die Metzler aber soll beispielsweise um die Jahrtausendwende einen Stand erreicht haben (vgl. die Zeitsetzung der Gruppe B, S. 91 ff.), der sonst erst ein Jahrhundert später gemein war, sei es auch bloß in Einzelformen. Daß gerade solche erfahrungsgemäß von Übung und Zeitgeschmack weitgehend bestimmt werden, macht den Zusammenhang nicht glaubhafter. Ernst-Weis hat das natürlich auch gespürt — daher die besondere Bemühung um eine unauflösliche Verflechtung der Gründe —, und Kautzsch hat im Vorwort aus seinen Bedenken keinen Hehl gemacht (sie brauchen hier nicht wiederholt zu werden). Die Bedenken verstärken sich, wenn man feststellt, daß viele der Metzler Kunsterzeugnisse sehr wohl Entsprechungen in Nachbargebieten haben, daß vor allem enge Beziehungen zum Trierischen auch vor dem 12. Jahrhundert bestanden haben. Im folgenden kann das nur angedeutet werden.

Beginnen wir mit dem räumlich nächsten Beispiel, das ausführlich behandelt ist, dem Chorturm von Kattenhofen nördlich Diedenhofen. Gerade seine „Beispiellosigkeit“ soll ihn den aufgestellten Bautengruppen des Metzler Landes zugesellen. Seine Voraussetzungen liegen indes fast sämtlich im Trierer Land, und die gezeigte Verbindung nach Metz hin ist zugleich eine ganz allgemeine zwischen Trier und Metz. Die Bauform des Chorturms mit und ohne Apsis ist zwar fast überall in romanischer Zeit verbreitet, die besondere Raumbildung mit einem ausgebauten Obergeschoß ist jedoch für die salische Baukunst in Trier bezeichnend gewesen. Als Landkirche sei die in Wintersdorf über der Sauer genannt, in Trier selbst vor allem der übriggebliebene Turmbau von St. Irminen mit zweistöckig hochgeführter Apsis, dessen Obergeschoß sich wie bei den Querflügeln der Pfalzeler Stiftskirche oder beim Westbau des Doms in Bögen zum Mittelschiff öffnete; zudem darf an trierische Nebenchorbildungen bei

Großbauten erinnert werden. Das besagte noch nicht viel, wenn die Werkformen dieser Bauten nicht bis in einzelne Besonderheiten übereinstimmten. Trierisch sind in Kattenhofen z. B. der kräftige Farbwechsel der Bogensteine, das Schmiegegengesims und die Schallfenstersäulchen, deren achteckige Schäfte und breit ausladende Sattelkämpfer in dieser Form zuerst am Westbau des Trierer Doms ausgebildet wurden (Schäfte an den Fenstern der Eckbauten östlich an den Treppentürmen) und dann in dessen Ausstrahlungsbereich vorkommen (z. B. Wintersdorf). Keinen Zweifel läßt schließlich der Baustoff des trierischen Rotsandsteins übrig, den Kattenhofen allerdings „als einziger Bau im engeren Lothringen verwendet“. Umgekehrt weist die verbreitete Kalksteinverwendung in Trier auf die obere Mosel zurück. In beiden Gebieten finden sich an Bauten bis ins späte 11. Jahrhundert Ziersäulen, die auf der Drehbank hergestellt sein müssen, nach Ernst-Weis z. B. in Scy, besonders häufig aber in Trier: Dom-Westbau, St. Maximin (Fundstück), St. Simeon Stiftsgebäude und Frankenturm, desgleichen in Mettlach (vgl. TrZs. 12, 1937, 79); möglich, daß sich diese Werkgewohnheit aus dem Landesrömischen und Fränkischen hergeleitet hat (Ernst-Weis S. 23).

Ein anderes Beispiel für die verinselnde Betrachtungsweise. Die Schöpfung der im Trierischen besonders beliebten Chorbildung mit turmüberbauten Nebenchören, deren Obergeschosse sich zum Kircheninnern öffnen, hat Ernst-Weis für Oberlothringen in Anspruch genommen. Von hier aus habe das „Theoderich-Schema“ nach allen Himmelsrichtungen ausgestrahlt, u. a. auch nach Trier (S. 82ff.). Nun ist das früheste nachweisbare Beispiel aber St. Maximin bei Trier mit seinem 942 geweihten Ostteil vor den Domen in Metz (seit 964) und Tull (um 960 begonnen). Die frühottonische Abteikirche in Trier ist freilich ebensowenig wie diese Dome erhalten, wiewohl noch besser als diese zu belegen: es kommt indes gar nicht auf den Vorrang in der „Erfindung“ der Bauform an, sondern auf die engen Wechselbeziehungen, die es frühzeitig zwischen Trier und seinen Unterbistümern gab. Sie sind ja auch geschichtlich genugsam bekannt: man braucht nur an die Bedeutung der Abtei Gorze zu denken. Neben dieser Chorform wäre noch auf die Grundrißentsprechung der merkwürdigen kreuzförmig einschiffigen Benediktinerinnenabteikirchen St. Marien auf der Zitadelle in Metz und St. Irminen in Trier zu verweisen.

Diese natürlichen Zusammenhänge schließen, wie gesagt, eine künstlerische Sonderentwicklung des Metzger Gebiets nicht aus. Sie wird sich aber wohl anders darstellen, als es nach Ernst-Weis den Anschein hat. Vor allem ihre „Frühreife“ in einzelnen Formprägungen wäre einmal in größerem Zusammenhang zu untersuchen. Hier seien nur einige allgemeine Erwägungen vorgebracht. Ein Merkmal zur Bestimmung der Stellung und der Gruppenzugehörigkeit eines Baus ist der Gesimsschnitt. Für Metz ist die an den Pfeilerkämpfern der ottonischen Domkrypta vorkommende fallende Welle wichtig, die unter der Deckplatte mit einem Wulst anhebt und in eine Kehle abläuft. Dieser Form kommt die Bedeutung zu, die etwa für das niederrheinische Gebiet die steigende Welle hat, und gewiß ist deren Umkehrung in Metz nicht gänzlich unantik (S. 95), sondern hat ebenso die antike Vorbildung zur Voraussetzung; im karlingischen Ingelheim sind z. B. beide Formen an einem Apsiskämpfer beisammen. Eigentümlich nun für den in der salischen Zeit einsetzenden Formverfestigungsvorgang ist die Teilung des fließenden Umrisses der Welle in Rundstab und Kehle, die durch Plättchen voneinander abgesetzt werden: in frühstaufischer Zeit ist daher die geläufige Form z. B. am Niederrhein der Kehle-Wulst-Schnitt unter der Deckplatte, neben dem erst um 1200 wieder die steigende Welle gewohnter wird. Angesichts dieser allgemeinen Entwicklung (die eine Vielgliedrigkeit des Schnitts in der Frühzeit nicht ausschließt) wird man Vorsicht üben, den im Trierischen während des

12. Jahrhunderts üblichen abgesetzten Wulst-Kehle-Schnitt, das „Vantoux-Profil“, schon in ottonische Zeit herabzurücken und um 1000 anzusetzen (Gruppe B, S. 54. 92 vgl. Taf. 11), und das besonders, wenn sich unter den zugehörigen Einzelformen die Bildungen häufen, die gewohntermaßen wenigstens mehrere Jahrzehnte späterer Zeit zugewiesen werden, darunter der Würfelknauf mit abgesetzten Schilden oder Zwickelrippen und der Ecksporn an den Basen. Zu der Pforte von der Metzzer Marienabtei, die ebenfalls eher der Zeit um 1100 als um 1000 angehören könnte, sei noch angemerkt, daß sich in etwa Vergleichbares auch nur aus dem 12. Jahrhundert findet: außer der staufischen Südpforte im Trierer Dom (Hinweis S. 96) haben Säulenpaare vor der Stirnwand am Niederrhein z. B. Pforten in Hochelten (vor 1129?) und Brauweiler (vor 1141); der merkwürdige dreiseitige Bogenschluß findet sich an Türsturzresten in Gent (vgl. P. Clemen, Belgische Kunstdenkmäler. München [1923] I 71 Abb. 55f.), — auch so bleibt die Metzzer Form eigenartig genug. — Das sind bloß einige Gesichtspunkte für eine andere Ordnung des Stoffs, die hier nicht nebenher vorgenommen werden kann¹.

Zumal von Trier aus wird man fragen, ob wir im Metzzer Land Entscheidendes von einer Vorbereitung der Zierkunst des 12. Jahrhunderts erfahren können. Manche Formen scheinen hier Vorläufer zu haben, aber die Belege sind doch zu dürftig für eine Annahme, die trierische Zierweise habe ihre Wurzeln in Metz (S. 56ff.). Es ist auch stets mißlich, von losen Fundstücken auf besonders frühe Glieder einer ganzen Entwicklung zu schließen. Nicht immer kann man scheiden zwischen Vorformen und abgeleiteten Bildungen. Am nächsten wird man den tatsächlichen Verhältnissen kommen, wenn man ein Zusammenwirken der einzelnen Gebiete des ganzen „Trierer Kunstraums“ annimmt, — in der Zierweise gefördert durch südliche Einströmungen. Nur so konnte es zu einer derart ausgebreiteten, in wenigen Jahrzehnten aufbrechenden und verfallenden Blüte kommen. — Es ist zu berücksichtigen, daß zur Zeit des Abschlusses der Arbeit (1930) ein Überblick über die Kunst des Trierer Gebiets sehr erschwert war. Dazu hat erst die Bestandaufnahme die sichere Grundlage geschaffen. Andererseits ermöglicht das Werk von Ernst-Weis es erst, die Abgrenzung und die Verbindungen der Trierischen Kunst nach Süden einmal zu überschauen und eine Metzzer Eigenart von einer Trierischen abzusetzen. Vom Oberrhein, vom Wasgau und von der Obermaas her müßte für Metz das gleiche versucht werden. Dann kann man auch damit rechnen, zu einer eindeutigen Zeitsetzung der einzelnen Metzzer „Gruppen“ zu gelangen.

Albert Verbeek.

¹ Diese Bemerkungen wurden im Februar 1938 geschrieben. Von inzwischen erschienenen Besprechungen des Buches von Ernst-Weis ist die von Edgar Lehmann im Rahmen eines Berichts über neues Schrifttum zur „Salischen Architektur“ (Zs. f. Kunstgesch. 7, 1938, 176f.) bedeutsam. Aus ähnlichen Bedenken wie den oben geäußerten gelangt Lehmann zu dem ansprechenden Vorschlag einer Zeitsetzung der einzelnen Denkmalgruppen, die mehr dem allgemeinen Entwicklungsbild entspricht: A um 1030–50, B um 1050–80, C und D um 1080–1100, Vantoux und die Pforten mit mehrseitigem Sturz erst 12. Jahrhundert.